

# DER SPIEGEL

für

## Kunst, Eleganz und Mode.

Neunzehnter Jahrgang.



Redacteur: Sam. Rosenthal.

Verleger: Fr. Wiesen's Witwe und S. Rosenthal.

1846.

Pesth und Ofen, Mittwoch, 11. November.

90.

### Ein Stiergefecht.

Ein spanisches Charakterbild nach M. Gonzales.



Es ist nicht meine Absicht, eine hyperfentimentale Novelle mit Guitarbegleitung aufzutischen. Ebenso wenig habe ich es auf eine Albencerragen- oder Inquisitionsgeschichte abgesehen. Um den spanischen Nationalcharakter nach dem

Leben zu zeichnen, glaube ich keine bessere Geschichte erfinden zu können, als die nachfolgende ist, die sich vor meinen Augen entwickelte und deshalb statt des poetischen Reizes wenigstens den der Wahrheit hat.

Es sind jetzt an die zwanzig Jahre, als an einem Sonntagmorgen eine junge Sennora, in die Mantille gehüllt, in die Kirche unserer lieben Frau von Altocha trat. An der Hand führte sie einen wunderholden Knaben, bei dessen Erscheinen sich die Köpfe der auf den Bänken knieenden Beterinnen hoben und verklärten, als ob die Schönheit des Kindes sich auf ihren Gesichtern abspiegelte. Freilich ließ sich kaum ein holbarer Knabekopf denken: die blonden Locken machten zu den langen schwarzen Wimpern und der frischen klaren Hautfarbe, den sprechenden dunkeln Augen, den rothigen Lippen und dem lieblichen Oval einen bezaubernden Eindruck. Dazu kam, daß der Knabe noch in dem Alter stand, wo das Kind einem Engel gleicht, dem man Schwingen leihen möchte. Des Knaben Mutter, Donna Rosario de Solis, erschien heute vor der Mutter des Erlösers, um für ihres lieben Sohnes Genesung Dankgebete darzubringen. Die edle Frau war bleich wie ein Marmorbild, denn sie hatte viele bange Nächte am Krankenlager ihres Lieblings gewacht und jetzt, wo

das Kind sich wieder so erfrischt hatte, trat ihr die Leidenszeit noch einmal in ganzer Herbigkeit vor die Seele. Donna Rosario hatte ohnehin schon viel Kreuz und Leid erfahren. Um ihren strengen Vater vor den Verfolgungen eines hartherzigen Gläubigers zu schirmen und ihm ein ruhiges Ende nebst einem unbeschimpften Nachruhm zu erwerben, hatte sie diesem Dränger selbst ihre Hand gegeben. So ward sie die Gattin des Fiskals Don Andres de Solis. Donna Rosario war eine Erscheinung, wie nur Corregios Winkel darzustellen im Stande gewesen wäre. Ihre Schönheit lag mehr in dem seelenvollen Blicke und der himmlischen Duldermiene: was der Schmerz den Formen an Vollendung benommen, das hatte er durch den Heiligenschein der Verklärung reichlich vergolten. — Kaum eingetreten, warf sich Donna Rosario andächtig vor der wunderthätigen Mutter Gottes, welche das Jesuskind auf dem Arme trägt, nieder, während ihr Söhnlein sich an der Strahlensonne um der Madonna Haupt nicht satt sehen konnte. Die heilige Jungfrau frozte von Gold und Geschmeide: in der Linken trug sie einen Rosenkranz von Diamanten, welche bei den hundert Kerzen des Altares wie aufgereichte Sterne bezaubernd blitzten. — Während die Mutter sich mehr und mehr in Andacht vertiefte, ging der kleine Christoval staunend zu den Fontainen, welche bald in silberne, bald in marmorne Becken plätscherten und von mannhohen Drangenhäusern umgeben waren. Jasminduft mischte sich mit den Weihrauchwolken. Der Knabe währte sich in das Paradies versetzt, von welchem die Mutter ihm während seiner Krankheit so oft Wunder über Wunder erzählt hatte. Da fiel ihm plötzlich auf den Stufen der durch ein eisernes Gitter geschlossenen Thür der Kapelle eine scheußliche Gestalt ins Auge, welche mit Lumpen bedeckt war und ihm die schwarze, verschrunppte Hand um Almosen entgegenstreckte. Vor der

etelhaften Bettlerin zurückschreckend, wollte der lebhafteste Knabe fliehen, als sich hinter der Alten ein gebräunter Mädchenkopf mit feurigen schwarzen Augen, elfenbeinweißen Zähnen und kastanienbraunem Lockenhaar hervorbog und stehend die Lippen bewegte. Unwillkürlich fortgerissen, trat er an die Gitterthür und hörte die Alte murmeln u. die Kleine wiederholen: „Wir sind so hungrig!“ — Cristoval kehrte eilend zur Mutter zurück und flüsterte, gleichfalls die Hand ausstreckend: „Mutter, zwei arme Leute!“ — Die fromme Veterin, welche diese Bitte als einen Wink der Madonna betrachtete, drückte dem fröhlichen Geber einen Pfaster in die Hand u. sagte: „Möge dieses Almosen unserer lieben Frau von Atocha wolgefällig erscheinen.“ — Freudig flog der Knabe mit der reichen Gabe zu der Bettlerin zurück, während Orgelton die feierliche Stille jetzt unterbrach und der Gesang der Priester die Seele der andächtigen Mutter der Erde entrückte. Doch plötzlich kam es der in Anbetung Versunkenen vor, als ob die Madonna das Jesuskind fester in den Arm schliesse und ihr bedeutsam zunike. Zusammenschreckend und von jäher Angst befallen, sah sie sich um. Ueberall knieende Weiber und Männer, doch nirgends ihr Sohn!

Es gibt Menschen u. besonders Frauen, welche kraft der Sympathie eine Ahnung, einen Blick in das, was ihr leibliches Auge nicht sieht, welche die Gabe des Hellsehens haben. Dies war bei Donna Rosario der Fall. Mit einem einzigen raschen Blicke hatte Donna Rosario alle Ecken und Winkel der Liebfrauenkirche durchsucht; mit einem jähen Sprunge stand sie an der Kirchenthür. Sie mußte sich ans Gitter lehnen, doch konnte sie sich zugleich eines Lächelns über ihre Angst nicht enthalten. Cristoval verloren, es war ja unmöglich! Der Knabe war neugierig, verzweifelnd; vielleicht auch wollte er sie nur erschrecken und hatte sich versteckt. — „Haben Sie hier ein Kind gesehen?“ fragte sie eine an der Thür knieende Bürgersfrau. — „Meinen Sie den Kleinen mit den silbernen Knöpfen, Sennora? Ein hübsches Kind! Wie glücklich sind Sie!“ — „Sehr...“, antwortete Donna Rosario zerstreut. — „Haben Sie ihn gesehen? Wo ist mein Sohn?“ — „Ich weiß es nicht. Doch sprechen Sie leise, wir sind in der Kirche!“ — „Und die Messe ist noch nicht aus!“ zischelte eine andere Veterin grimmig. — „Und Alles sieht her!“ setzte die erste hinzu. — Aber die besorgte Mutter kümmerte das nicht; sie eilte zu einer Manola, welche ihr winkte, und rief: „Nun, wissen Sie etwas von meinem Kinde?“ — Der Chorknabe bewegte das Glöcklein überlaut, alle Köpfe neigten sich. Umsonst blieb die arme Frau aufrecht stehen, umsonst spähte sie umher, umsonst fragte sie — keine Antwort. — „Ich sah ihn an San-Sebastians Kanzel mit großen Augen schauen“, flüsterte

endlich die Manola. — „Und...“ — „Ich glaube, der kleine Schelm hat sich auf der Kanzel versteckt.“ — Diese Kanzel ist mit Goldstickereien auf karmoisinrothem Sammt garnirt, mit goldenen Nägeln beschlagen, hinten mit einem großen Spiegel versehen und mit einem Defel geziert, auf welchem ein kleiner Thurn mit goldenen Glocken angebracht ist. Obgleich dieser Punkt wol geeignet schien, des Kindes Neugier zu fesseln, so fand sich dennoch der Gesuchte nicht. — „Ich arme... gottlose Mutter!... ich ließ mein Kind außer Acht!... Wo ist mein Sohn, mein Cristoval?“ Sie hatte es nicht bloß gedacht, sie hatte laut den Namen des Sohnes gemurmelt. Ein Murren des Unwillens entstand in der Kirche. Entsetzt schwankte die Messkürerin, die arme Mutter, hinaus.

Auf dem Plaze vor der Kirche unserer lieben Frau von Atocha tanzte und wirbelte in Ringen von Goldpapier eine kleine Gitana (Zigeunerin), in deren dicken Lockenhaaren Kupfermünzen und Glasperlen mit den wilden Augen um die Wette blitzten. Ihr zerlumptes Kleid war mit flatternden blauen und rothen Papierrollchen aufgeputzt; mit der hagern Hand schlug sie das Tamburin und sang dazu mit rauher, schnarrender Stimme ein bizarres Lied. — Als Donna Rosario sich eilends durch die Zuschauer drängte, machte die Tänzerin gerade Halt und mischte sich zum Geldsammeln unter die Leute. Da fuhr der unglücklichen Mutter der Gedanke durch den Kopf, daß die Zigeunerin mit der Bettlerin, für welche Cristoval den Pfaster geholt, wahrscheinlich dieselbe Person sei. — Während sie sich rasch durch die Soldaten, Aguadores (Wasserträger) und Kirchgänger drängte, stieß sie mitten im Volkshaufen auf die kleine Zigeunerin, die sie auf der Stelle bei der Hand ergriff und ihr drohend zurief: „Hast Du mein Kind geraubt?“ — Der Anblick der bleichen Signora und die unverkennbare Betroffenheit des Zigeunermädchens erregten Aufmerksamkeit. — „Kinderräuberin, wo ist mein Cristoval?“ rief die Signora heftiger, als die Gitana zu zittern anfing, und die Antwort schuldig blieb. Der Wehruf der geängstigten Mutter fand in den Herzen der Umstehenden ein Echo. Soeben noch bewundert, sollte die kleine Here jetzt gesteinigt, getödtet werden. Aguazils (Polizeiagenten) mischten sich jetzt ins Gewoge und rissen die Verfolgte aus den Händen der Wasserträger, welche Luft zeigten, auf der Stelle ein Exempel zu statuiren und die Räuberin aufzuknüpfen. „Mein Kind, gib mir mein Kind!“ rief Donna Rosario außer sich. Doch die Kleine wollte nichts von dem Verlorenen wissen, außer daß sie zugestand, die Mutter habe sie just zum Tanzen fortgeschickt, als der schöne Knabe mit den silbernen Knöpfen aus der Kirchthür getreten sei.

Indeß die Gitana dem Volkswillen entrißfen und zum nächsten Wachtposten abgeführt wurde, um wahrscheinlich nach einigen Stunden wieder auf die Gasse, ihr Element, geworfen zu werden, stand Donna Rosario wie ein Mar-morbild mit erhobenen Händen da, bis ein Herr, dem ihr Zustand weh that, zu ihr trat und sagte: „Sennora, fassen, beruhigen Sie sich.“ — „Wie könnt' ich das, Sennor!“ — „Ihr Sohn hat sich gewiß nur verirrt.“ — „Geraubt, verloren ist er.“ — „Vielleicht traf er einen Bekannten und ward von ihm mit nach Hause genommen.“ — „Unmöglich.“ — „Sahen Sie schon zu Hause nach?“ — „Nein, Sennor.“ — „So eilen Sie, denn höchst wahrscheinlich ist der Wildfang längst daheim, während Sie ihn hier unter den Zigeunern suchen.“ — Dieser Rath war jedenfalls der beste. Obgleich fürchtend, die letzte Hoffnung zu verlieren und das Haus leer zu finden, stürzte sie fort. Kaum aber war sie zehn Schritte weiter, als sie von einem Diener der Kirche festgehalten und niedergedrückt wurde. „Aufgeschaut... eine Prozes-sion... auf die Knie!“ — Wirklich zog jetzt eine Prozession aus der Liebfrauenkirche heran und der Gefolterten blieb, obgleich sie wiederholt auf den Knien durch die Menge zu rutschen und zu entkommen suchte, nichts übrig als zu war-ten, bis das Allerheiligste vorüber war, das zu einem sterbenden Grand von Spanien getragen wurde. — „Mein Sohn... mein armer unglück-licher Sohn!“ klagte sie. — „Knie und bete, wenn Gott dir den Sohn wieder geben soll!“ brummte ihr fast drohend eine alte Frau aus dem Volke zu. Und mit zerrissenem Herzen rang sie stehend die Hände und die Minuten wurden ihr zu Ewigkeiten, bis die Prozession endlich vorüber und der Weg wieder frei war.

Wie ein Trunkene taumelte Donna Rosario jetzt fort. Bald starrte sie, während die Füße rastlos eilten, zum Himmel hinauf, bald hafte-ten die verstörten Augen am Boden. Endlich stand sie vor ihrer Behausung, sie trat ins Wohn-zimmer: Alles still — von Cristoval keine Spur. Auf der Treppe kreuzten sich die zwei Fragen: „Wo ist Cristoval?“ — Oben stand ihr Mann, unten sie; doch weder von der einen noch von der andern Seite erfolgte eine Antwort. Rosa-rio starrte ihren Mann, dieser sie entsetzt an. — Der Fiskal war ein harter Mann, doch er war Vater. Die Liebe zu seinem Kinde war der ein-zige Faden, der ihn an den edleren Theil der Menschheit kettete. Liebt doch selbst der Tiger seine Jungen! — Rosario wollte sogleich wieder aus dem Hause fortstürzen, um — sie wußte selber nicht wo — ihren Cristoval in den Stra-ßen, auf den Marktplätzen, auf den Wiesen, in den Bergen, kurz, wo sie Zigeuner finden mochte, zu suchen; doch die Füße versagten ihr

den Dienst. Zusammenbrechend und mit der Stirn gegen das eiserne Treppengeländer stür-zend, konnte sie nur noch klagen: „Zigeuner!.. Geschwind... Rettung... Eile!“ — Don An-dres wußte nicht, wohin, woher. Er fürchtete, seine Frau habe den Verstand verloren. Nur Eins war ihm klar, daß Cristoval fort sei. — Die Mutter kam wieder zu sich; der Vater er-fuhr, was sie über das geheimnißvolle Ver-schwinden mehr ahnte als wußte; an Nach-forschungen fehlte es nicht, aber Alles war und blieb nutzlos, erfolglos. — Von diesem unheil-vollen Tage an trug Donna Rosario Trauer-kleider. Allen Umgang brach sie ab; nur ein-mal täglich verließ sie ihr Haus, um in der Kirche unserer lieben Frau von Atocha zu be-ten, denn noch immer hoffte sie, den verlorenen Liebling demaleinst hier wiederzufinden. Ihr Herz war gebrochen, ihr einziges Erdenglück da-hin. Hätte sie nur eine Gewißheit über ihn ge-habt: selbst die Todeskunde wäre ihr in diesem Schmerze Balsam gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

### Malmaison.

Am linken Ufer der Seine, in geringer Ent-fernung von Ruel und am Fuße des herrlichen Amphitheaters, welches in der Ferne der Aquä-dukts von Marly krönt, entdeckt man hinter ei-nem grünen Vorhange von malerischen Baum-gruppen und erotischen Pflanzen ein einfaches Gebäude von traurigem u. verlassenem Ansehen — es ist Malmaison. Diese bescheidene Wohnung, welche man die Wiege Napoleon's nennen könn-te, liegt nahe bei Marly, dem zertrümmerten Ballast, den man den Sarg Ludwig's XVI. nennen könnte; von Wiege und Sarg ist heute nur noch öde Verfallenheit sichtbar, über der die berühmtesten Schatten der neueren Zeit schwe-ben. Malmaison! Name von trauriger Bedeu-tung, der nur zu sehr den Unstern rechtfertigt, der über dem Haupte seines letzten Besitzers dort aufging. Als tausend Jahre früher die Mönche, zur Zeit Karl's des Kahlen, in ihrem barbari-schen Latein die Taufe mit der übeln Nebenbe-deutung: mala domus daran vollzogen, dachte wol Niemand an das Eintreffen des propheti-schen Namens. Von 846 bis 1780 ist die Ge-schichte stumm über Malmaison; man weiß nur, daß es zu der reichen Abtei von St. Denis ge-hörte. Karl der Kahle hatte die Domäne den Mönchen zum Geschenk gemacht, als Lohn für ihre Gebete, deren Kraft sie die Befreiung von den Normannen zuschrieben. Im Jahre 1780 kaufte es ein Generalpächter, und 1793 ließ sich die schöne Wittve Beauharnais dort nieder und machte es zum Aßl der feinen Lebensart, der

geistreichen Unterhaltung, die aus Paris verbannt waren. In Malmaison hat Napoleon geliebt und so dort die schönste Erinnerung hinterlassen: keiner der vielen Balläste, die er bewohnt hat, kann sich einer ähnlichen rühmen. Während der ersten Feldzüge Napoleon's kamen die wichtigsten Siegesbulletins nach Malmaison, die sich mit den einfachen Worten endigten: „Tausend Küsse, denke mein, Josephine, und langweile dich nicht zu sehr in Malmaison.“ Wie stolz und glücklich schlug Josephinens Herz damals in Malmaison, wie fern lag ihr wol damals der Gedanke, daß sie einst, der neuen Kaiserkrone beraubt, dorthin zurückkehren würde, nachdem sie in den Tuileries und St. Cloud ihren glänzenden Hof gehalten hatte. Sie bewahrte ihre angeborene Liebeshwürdigkeit im Exil und wußte sich dasselbe mit allen Schätzen der Kunst und allen Segnungen des Wohlthuns auszuschnüken. Sie empfing noch wie sonst alle Huldigungen; der Kaiser Alexander brachte ihr die feinsten noch dar, wenige Tage vorher, ehe sie zur Ruhe auf den bescheidenen Gottesacker von Ruel gebracht wurde, sie, die erwarten konnte, neben gekrönten Häuptern begraben zu werden! Kaum ein Jahr später, am 23. Juni 1815, kam Napoleon nach Malmaison, wo ihn Hortense empfing u. mit ihm an der geliebten Grabstätte von Ruel trauerte. Zwanzig Jahre später wurden die Ueberreste der einst gefeierten Hortense auch dort in tiefer Stille und Brunklosigkeit bestattet. Napoleon verließ Malmaison, um sich den Händen seiner Feinde zu überliefern. Die Feinde suchten ihn drei Tage später vergeblich und zerstörten alle Reize und Schätze von Malmaison. Es stand lange Zeit öde und unbewohnt, bis auch ein flüchtiges gekröntes Haupt, die Königin Christine von Spanien, dort Zuflucht suchte, um es nach einiger Zeit abermals leer und öde stehen zu lassen.

### „Meine Stiefeln.“

(Berliner Gerichtsszene.)

Bemerkenswerth ist, daß noch keiner der Berliner Berichterstatter das komische Element, das so häufig in den öffentlichen Gerichtsversammlungen entgegentritt, in seiner Darstellung zur Geltung gebracht hat. Die französischen u. englischen Blätter verstehen gerade in diesem Sinne die öffentlichen Gerichtsitzungen vortrefflich auszubenten. Der zweite Rechtsfall, welcher in der ersten Sitzung zu Berlin am 15. Okt. zur Entscheidung kam, bot hinlänglichen Stoff für eine launige Darstellung. Bei dem Bau des neuen Schiffsfahrtskanals, der jetzt außerhalb der Stadt angelegt wird, waren zwei Arbeitsleute J. und M. beschäftigt. M. war der glückliche Besitzer

von einem Paar guter dauerhafter Stiefel, J. ging barfuß einher. Da die Arbeit am Kanal es nicht selten erforderlich macht, bis an die Knie in's Wasser zu treten, so ging auch M. während der Arbeit häufig barfuß und bewahrte seine Stiefeln dann in einem Schuppen auf. Als er eines Abends seine Stiefeln holen will, vermißt er dieselben u. muß ohne sie nach Hause wandern. Am andern Morgen kommt J., der bis dahin der Barfüßige gewesen war, plötzlich mit Stiefeln bekleidet auf die Arbeit und M. glaubt in der neuen Fußbekleidung seines Kameraden die ihm abhanden gekommenen Stiefeln zu erkennen. Einen Tag lang bewahrt er die Entdeckung und den Kummer über den Verlust seines Kleinodes in seinem Herzen, dann aber stellt er den Andern über den plötzlichen Erwerb der Stiefeln zur Rede. Dieser macht allerlei Ausflüchte, gibt endlich an, daß er die Stiefeln in einem Busche gefunden habe, und wird deshalb vor den Revier-Polizeikommissarius gebracht. Hier wird denn als unzweifelhaft festgestellt, daß die an den Füßen des J. befindlichen Stiefeln wirklich die des M. sind, u. da der J. schon wegen mehrfacher, wenn auch nicht erheblicher Diebereien bestraft war, so erfolgte sofort seine Verhaftung. Als es zum Urtheilspruch in der öffentlichen Sitzung kam, hetzte M. seine Stiefeln — oder um in seiner Sprache zu reden — seine „Stiebeln“ seit langer Zeit nicht gesehen; sie waren in gerichtlichem Verwahrsam geblieben. War es ein Wunder, daß der arme Teufel während der ganzen Verhandlung regungslos dasaß vor übergroßem Schmerz zugleich und Glück, — ein zweiter Ritter Toggenburg, der sehnennd und schwachend hinüberschaute nach seinen geliebten „Stiebeln.“ Ward eine Frage an ihn gerichtet, so las man deutlich auf seinem Gesicht die schmerzliche Angst, die ihm dadurch verursacht ward, daß er seine Augen auf ein Weilschen von dem Gegenstande seiner Zuneigung abwenden mußte. Als bei der gerichtlichen Schätzung der Werth der Stiefeln auf 18 Silbergroschen geschätzt ward, schüttelte er den Kopf, und als ob der Staatsanwalt den Versuch hätte machen wollen, ihn zur Veräußerung seines lieben Eigenthums zu bewegen, sagte er ablehnend zu demselben: „Ne, Herr Direktor, davor kann ich Sie die Stiebeln nicht lassen.“ Als endlich der Angeklagte vom Gerichtshof für schuldig erklärt worden war, ergriff M. jubelnd seine lang entbehrte Fußbekleidung. Ein Assessor bemerkte ihm, daß er die Stiefeln stehen lassen möchte, sie seien ihm noch nicht gerichtlich wieder zuerkannt, er möge auf die Auslieferung derselben antragen. Vergebens. Er ließ sie nicht los; „das sind meine Stiebeln,“ sagte er mit resoluter Festigkeit und zog hastig ab. — Es liegt etwas tief Rührendes

in dieser Freude, die der Arme an seinem kleinen schwer errungenen Eigenthum hat, u. vielleicht machen wir uns, indem wir dieselbe als eine komische belächeln, einer schweren Ungerechtigkeit schuldig.

### Folgen der Schießbaumwolle.

Welche Folgen die Erfindung der explosiven Baumwolle nach sich ziehen werde, sagt die „Magdeburger Zeitung,“ ist von vielen Seiten bald im Ernst, bald im Scherz anzudeuten versucht worden. Man ist im Allgemeinen darüber einig, daß sich vor der Hand noch gar nicht übersehen lasse, wie weit sich die Folgen erstrecken werden. Und darin hat man sehr Recht, denn jeder Tag bringt neue Beweise von der Ausdehnung, deren diese Entdeckung fähig ist. Aber die ausschweifendste Phantastie ist bisher noch nicht auf diejenige Art der Anwendung gekommen, welche die explosive Baumwolle in Hettstädt gefunden hat. Niemand hat sich außerhalb Hettstädt's träumen lassen, daß man damit eine — Cottillon-Tour arrangiren könne, wie es in Hettstädt auf einem Ballé zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät am 15. Oktober geschehen ist! Und zwar folgendermaßen: jede Dame wählte nach der Reihe einen Herrn, legte diesem ein Kügelchen explosiver Baumwolle in die Hand, zündete dies — wahrscheinlich hatte also jede Dame ein Streichschweifelholz in der Hand — furchtlos an (wie man ja wohl auf Jahrmärkten Kanarienvögel eine Pistole abfeuern sieht) und tanzte dann mit dem Geprüften, nachdem sie auf diese sinnige Weise die Macht weiblicher Schönheit über die entzündbaren Männerherzen symbolisch ausgedrückt hatte. Wir tragen fast Bedenken, diese furchtbare Erweiterung der Anwendung von Baumwolle zu allgemeiner Kenntniß zu bringen; denn die Baumwolle nimmt — die Schneiderinnen und tausend getäuschte Augen wissen es! — bereits eine erklecklich breite Stelle unter dem Apparat ein, womit das schöne Geschlecht sich ausrüstet. Nun gar explosive Baumwolle im Cottillon — das wird polizeiwidrig gefährlich.

### Korrespondenz.

Hamburg, 28. Oktob. Die Baukunst hat hier ein reiches Feld für ihre Thätigkeit gehabt, und man kann sagen, daß sich dabei tüchtige Talente ausgebildet haben; übrigens sind durchaus noch nicht alle Brandstellen verschwunden, selbst in den Hauptstraßen findet man einzelne Lücken und der Platz vor der Börse liegt noch ganz öde. Man hat die Häuser um ein bis zwei Stokwerke erhöht und dadurch an Raum und Nützlichkeit gewonnen. Mit einer mehr als nothwendigen Befriedigung des Bedürfnisses hat da-

her auch die Hauspekulation abgenommen und man muß die Vervollständigung von der Zeit und der mit dem Wachsthum der Bevölkerung zunehmenden Nachfrage erwarten. — Nach einer so eben beendigten Zählung leben in Hamburg, Stadt und Vorstädten, jedoch ohne Militär und Fremde, 174,526 Seelen. Rechnet man die Bevölkerung Altonas 30,000 dazu, so ergibt sich eine Zahl von über 200,000, die als Einwohnerschaft einer äußerlich wie innerlich verbundenen Stadt angesehen werden darf. Natürlich wiegen die materiellen Interessen in dem größten Handelsplatz des europäischen Nordens unbedingt vor, obgleich es unrecht ist, darum die Pflege geistiger Kultur ganz verläugnen zu wollen. Mit den bildenden Künsten mag es wahr sein, denn Maler und Bildhauer wollen hier nicht heimisch werden und die Architektur dürfte nach befriedigtem Bedürfnis sich an willkommeneren Stätten zurückziehen. Dagegen wird die Musik vielfach geschätzt und nicht selten mit Sinn und Geschmack betrieben. Hamburg war für den Musikalienverlag von jeher ein gesuchter Platz und die Schubert'sche Handlung gehört noch heutzutage zu den ersten ihres Faches. Welchen Rang die dramatische Kunst einstens in der Hansestadt einnahm, kann uns jede Literaturgeschichte belehren. Freilich sind dormalen die Theaterzustände, wie sie zu Lessing's u. Schröder's Zeiten waren, beinahe Ueberlieferung geworden, und der Erstere möchte sich weder zum Dramaturgen, noch der Letztere zum Direktor wünschen. Allein, wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß es bei der jetzigen politischen Lage Deutschlands möglich sei, dem Hamburger Theater jene leitende Rolle der deutschen Schauspielkunst zurückzugeben, so glauben wir doch, daß ihm nach Wien und Berlin die hervorragendste Stelle unter den deutschen Bühnen erhalten werden kann. Bekanntlich wechselt nächste Ostern die Direktion des Stadttheaters und geht in die Hände der Herrn Waisson und Maurice über. (Nürnberg. K.)

### Preß-Beitrag.

\*\* „Ein Novellenbuch,“ von Nordmann. Wien 1846. — Wenn man in ein Haus tritt und die Treppe hübsch geschauert und rein gefegt findet, so schließt man gewöhnlich, Haus herr und Inwohner müssen — wie man im gewöhnlichen Leben sagt — recht ordentliche Leute sein. Mit Büchern geht's mir eben so; — sobald ich eine fleißig gearbeitete Vorrede erblicke, bekomme ich vor dem Verfasser und seinem Buche gleich einen ganz besonderen Respekt; — u. in vorliegendem Werke habe ich mich in dieser Hinsicht nicht getäuscht. Die Vorrede besteht aus aphoristischen Bemerkungen über den deutschen

Roman, wie über die deutsche Posa überhaupt; es liegt viel Schönes, viel Wahres, — wenn gleich mitunter Bitteres — in den Worten des Verfassers; aber wie selten nimmt man sich bei uns so Etwas zu Herzen, d. h. man nimmt sich's so zu Herzen, daß es gar nicht mehr aus dem Herzen hinaus will, um in die That überzugehen!... Der größte Vorzug des vorliegenden Wertes ist die kräftige, echt deutsche Prosa, die lebhaft an Auerbach, den sich der Verfasser in Manchem zum Vorbilde genommen zu haben scheint, erinnert. — Die Vorgeschichten: „der Dangelbaum“, „der Brandleger“ u. s. w. sind die Perlen des Buches; es sind Erzählungen aus dem Volke und für das Volk. Man glaube ja nicht, das Volk verstehe dergleichen nicht; die geistige Sphäre des „Mannes aus dem Volke“ ist nicht so beschränkt, wie Viele wähnen, wenn er gleich — ohne Leitung seines Geistes, sich selbst überlassen — sich gewöhnlich nur in dem unteren Theile derselben bewegt; zeigt ihm das Höhere, gebt seinem Denken und Fühlen eine edlere Richtung, sein Verstand und sein Herz werden euch gerne folgen! Nordmann hat in genannten Erzählungen einen seltenen Beruf zum Volkschriftsteller bewiesen; möge er sein schönes Talent ausschließlich, oder wenigstens vorzüglich diesem Fache zuwenden. Die Konversations-Novelle gelingt ihm, namentlich was die Erfindung betrifft, weniger, — weibliche Charaktere pflegt er gewöhnlich zu verzeichnen. Ich hörte das Urtheil einer sehr gebildeten Dame über Laura und Agnes, sie gab Ersterer den Vorzug, weil sie mehr Weib sei! In diesen wenigen Worten ist der Hauptmangel Nordmann'scher Frauencharaktere ausgedrückt — der Mangel an Weiblichkeit! So urtheilte ich vom kritischen Standpunkte aus; — übrigens lassen sich die Novellen recht gut lesen und amüsiren besonders durch die darin herrschende schöne u. kräftige Sprache. (Zu haben bei C. Geibel in Pesth. Preis beider Bände 3 fl.) M. K.

\*\* Von dem bei Hartleben und Altenburger erscheinenden höchst interessanten „Bellétristischen Lesekabinett“ hat mit dem 25. Hefte eine neue Folge begonnen. Wir haben dieses Wertes schon öfter lobend erwähnt und bemerken vorzüglich, daß die Auswahl der übersetzten Romane einen wahrhaft gediegenen Geschmack bekundet, während anderseits für eine treffliche, die Schönheiten des Originals so viel als möglich wiedergebende Uebersetzung bestens gesorgt ist. Die 25. und 26. Lieferung beginnen mit einem der vorzüglichsten Romane von A. Dumas „Chevalier de Maison rouge“ in einer recht gelungenen Uebersetzung von L. Fürstebler. Der Pränumerationspreis für 24 Lieferungen (25—48 Bändchen) ist auf 4 fl. C. M., somit recht billig gestellt. 5.

\*\* (Der deutsche Michel französisch besungen.) In A. G. Schlegel's französischen Werken, herausgegeben von Böcking, findet sich folgendes Epigramm (erst vor wenigen Jahren geschrieben):

Le Michel Tudesque.

Jusqu'à quand ronflera ce gros Michel tudesque,  
Et ne sentira point sa force gigantesque?  
Chaque voisin le pince et rit de son sommeil —  
Mais gare le réveil!

(D. h.: Wie lange wird der schwere deutsche Michel schnarchen und seine riesige Kraft nicht fühlen? Jeder Nachbar kneipt ihn u. lacht über seinen Schlaf — aber aufgepaßt, wenn er erwacht!)

### Theater- und Musikzeitung.

Berlin. Goethe's „Faust“, mit der Musik des Fürsten Radziwil, eröffnet die Reihe der diesjährigen Konzerte der Sing-Akademie. Das Wunderwerk des Dichters hat durch das romantische Licht der Musik, das es in einen reizenden Farbensdunst hüllt, wie die gemalten Bogenfenster die Wölbungen gothischer Kirchen, eine neue Gestaltung gewonnen, in der es sich des Herzens noch wärmer und unmittelbarer bemächtigt, als es selbst die hohe Gewalt der Dichtung, die ihm innewohnt, vermochte, so lange dieselbe das Bündniß mit dem Reich der Klänge nicht geschlossen hatte. Es bleibt das Hauptverdienst des musikalischen Schöpfers, die Verwandtschaft des Gedichts mit der Musik, seine wahre Sehnsucht, sein Bedürfniß darnach in so umfassender Weise erkannt und ins Leben gerufen zu haben.

\* Man schreibt aus London unterm 29. Okt.: „Gestern, während der Vorstellung der Oper: „The night Dancers“ (die Nacht Tänzer) in Prince's-Theater wäre Mad. Albertazzi beinahe das Opfer eines ähnlichen Unfalls geworden, der früher Miß Clara Webster betroffen. Es schien, daß in dem Augenblick, als Mad. Albertazzi die Bühne verließ, ihr Kleid mit einer der Theaterlampen in Berührung kam und Feuer fing. Dieses wurde vom ganzen Publikum bemerkt, mehrere Damen schrien laut auf und es herrschte einen Augenblick allgemeine Verwirrung. Ein Paar Schauspieler stürzten sich dann auf Mad. Albertazzi und löschten das Feuer. Glücklicher Weise kam die schöne Sängerin bloß mit dem Schrecken davon.“

\* In Berlin sind zwei Musikstücke erschienen, beide mit den grandiossten, noch nicht da gewesenen Titeln: „Der Aufstand in der Hölle“ — ein Galopp, und „die Wahnsinnigen“, eine Polka. — Unstimm, du hast es weit gebracht!

## Mignon - Zeitung.

**Stwas von Allem.** Der „Allmer Kronik“ schreibt man aus München 1. Nov. folgende gewichtige Wahrheit: „Jenny Lind ist unwohl; ein Augenleiden hielt sie ab, am gestrigen Abend zu singen und tausend Gulden dafür einzustreichen. Das ist eine kostspielige Krankheit, an der ein deutscher Dichter sobald nicht leiden wird. Ferdinand Freiligrath wundert, um nicht mit Frau und Kind hungern zu müssen, in das Komtoir eines Londoner Hauses, und Jenny Lind erhält für Einen Abend tausend Gulden. Das ist Gerechtigkeit des deutschen Michel: er hat im stillen Kämmerlein, wenn ihn Niemand belauscht, zwar hundertmal mehr Freude an den dröhnenden Freiheits- und Kriegsliedern seiner deutschen Dichter, als an den Trillerseufzern einer Gesangvirtuosin; aber die Mode verlangt, die Lind zu hören, und der Michel mit seiner Kammerdienerseele gehorcht Niemanden schneller, als der Mode. Die Journalistik hat aber nicht den Muth, gegen die Mode anzukämpfen, und ist glücklich, wenn sie, den Riemen um den Leib, als Roß oder Gelein am Triumphwagen des Virtuosen mitziehen helfen darf.“

\* \* Der elektrische Telegraph von Brüssel nach Mecheln und nach Antwerpen ist jetzt fertig und dem Publikum eröffnet. Die Mittheilung von 20 Wörtern kostet 1 Fr., jede folgenden 20 Wörter kosten 50 Cent. — Werden wir auch bei uns bald solche gemeinnützigen Arbeiten der Telegraphen erleben?

\* \* Der englische „Punch“ erzählte neulich: die Londoner Journalisten hätten in ihren Druckereien allezeit einen Artikel abgesetzt fertig stehen, den sie niemals auseinander legen ließen, und zwar des Inhalts: daß es irgendwo im Lande Frösche geregnet habe. — Sobald nun der vorhandene Satz zur Füllung des Blattes nicht vollends ausreiche, so rufe der Faktor nur: — „D — Sieh' da! — reichen Sie mir doch 'mal den Froschartikel her!“ — Dann werde der Artikel Froschregen gebracht, man hebe den vorigen Ortsnamen der Gegend heraus, setze einen andern hinein und der Froschartikel gehe seiner Wege.

\* \* (Der gegenwärtige Kaiser von Brasilien.) Der mit einer wissenschaftlichen Mission nach Südamerika beauftragte französische Gelehrte, Baron d'Arcet, welcher Rio-Janeiro im Juli d. J. erreichte, spricht sich über den dormaligen Kaiser von Brasilien in nachfolgender Weise aus: „Don Pedro II. ist ein schöner junger Mann von 20 bis 21 Jahren, groß, stark, wohlgebaut. Seine Haare sind blond, sein Blick ist sanft und edel, und seine ganze Physiognomie läßt auf Ruhe und Zufriedenheit der Seele

schließen. Der junge Kaiser lebt sehr zurückgezogen u. arbeitet viel. Er liebt die Wissenschaft und vorzüglich die Chemie, die er gut kennt, und womit er sich in früherer Zeit in einem kleinen Laboratorium seines Ballastes beschäftigte. Er liest viel und kennt mehrere Sprachen; auch ist er mit den französischen Dichtern und Geschichtschreibern vertraut, und er hätte nicht vonnöthen, ein Kaiser zu sein, um ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes und bemerkenswerther junger Mann zu sein. Der ganze Eindruck, welchen seine Person auf mich machte ist jener einer schönen und hochbegabten Persönlichkeit.“

\* \* Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß Berlin jetzt die Stadt geworden sei, wohin ausländische Familien hohen Ranges ihre Söhne schicken, um dort ihre Erziehung zu erhalten. In diesem Augenblick befinden sich in den wissenschaftlichen und Militäranstalten von Berlin und Potsdam elf Bojarsöhne aus der Moldau und Wallachei, zwei Siebenbürger, zwei Mexikaner und ein dreizehnjähriger Aegyptier.

## Pillen und Bonbons.

† Das Sprichwort „keine Rose ohne Dornen“ bestätigt sich zunächst bei den Frauen, die man doch in ihrer Jugend so oft Rosen nennt. Wenn sie alt werden, ist die Rose verwelkt und dem Manne bleiben die — Dornen! 5.

† Der Referent eines hiesigen Blattes sagt von einem Sänger „seine Stimme ziehe Wasser“ (!!) Da sollte er sich seine Artikel, bevor sie gedruckt werden, von jenem Sänger vorfragen lassen, vielleicht — zieht er das Wasser heraus! 5.

† „Ich bleibe stets unparteiisch“, sagte ein gewisser Redakteur, „man mag mir noch so viel geben!“ Schön — wie aber, wenn man dem guten Manne — nichts gibt?! 5.

† Von einem anderen Sänger schrieb obiger Referent „seine Stimme sei schon längst untergegangen.“ Der geschätzte Ref. urtheilt vermuthlich deshalb so, weil jener Sänger noch nichts aufgehen ließ! 5.

## Lokal - Zeitung.

## Theater.

Deutsches Theater. Das zweite Debut des Hrn. Reichmann wird der Masetto im „Don Juan“ (italienisch) sein; dann singt er als dritte Rolle den Bertram in der hier schon einige Monate nicht gegebenen Oper: „Robert der Teufel;“ Hr. Perretti wird den Robert geben. 5.

Öfner Theater. Künftigen Sonnabend, den 14. d. M. kommt, als Benefiz des verdienstvollen Regisseurs Herrn Walburg, zur ersten Aufführung: „die drei Musketiere“, oder: „der

*Näch er*, historisches Drama in fünf Akten, nach A. Dumas, für die hiesige Bühne bearbeitet von S. B. Dieses Stük, das in Paris so enorme Sensation erregte, wird gewiß hier auch seine Wirkung nicht verfehlen.

### Lokalbemerker.

— Vergangene Woche wurde Hr. M. v. Ullmann, dem Begründer der ungarischen Central-eisenbahn, das von der Generalversammlung beschlossene Anerkennungsdiplom zugetheilt. Das Diplom, auf Pergament geschrieben und prachtvoll gebunden, wurde, in Abwesenheit des Direktors Grafen C. Zichy, vom Kassier der Gesellschaft Hr. v. Ullmann überreicht. 4.

— Hr. G. Popovich aus Wien, ist hier mit einer höchst interessanten Gemäldesammlung angekommen; dieselbe enthält 258 Porträts berühmter Maler, von Jedem eigenhändig gemalt. Der genannte Kunsthändler hat die Sammlung vom Fürsten Jabiani gekauft und denkt dieselbe hier wieder zu veräußern. Dabei sagte er den Entschluß, falls zwei Drittheile seiner Gemälde verkauft werden, den Rest dem Nationalmuseum zu schenken. 5.

— Die hier mit Recht so beliebt gewordene Kunstreitergesellschaft der Mad. Laura de Bach, unter der Direktion des Herrn Soullier, verläßt uns nach einem dreimonatlichen Aufenthalte, künftige Woche. Diese nun mit so ausgezeichneten Mitgliedern verstärkte Gesellschaft, die sich noch täglich des zahlreichsten Besuchs und größten Beifalls erfreut, eröffnet am 1. Dezember zu Wien im Circus im Prater ihre Vorstellungen; gewiß wird sie auch dort die höchste Bewunderung erregen. In Wien bleibt sie für jetzt nur einen Monat, indem sie dann einen Ausflug nach Prag macht, von wo sie dann wieder nach Wien und zwar auf längere Zeit zurückkehrt. 4.

— Mad. Gerri erhielt gestern vor ihrer Abreise eine glänzende Serenade sammt Fafelzug. Wir hören, daß sie vor ihrer Abreise von Hr. Direktor Wegerle in Preßburg einen Antrag auf drei Vorstellungen, jede mit 1000 Francs Honorar erhielt. Wir wissen nicht, ob sie den Antrag angenommen habe. 4.

— Der berühmte Flötist Hr. Heindl, ein junger gebildeter Mann, läßt sich heute im Nationaltheater hören. 4.

— Ein neuer Titel Liszt's. Zu den vielen Epithetons, die unser berühmter Landsmann, der Hofrath-Doktor-Assessor-Ehrenbürger ic. Liszt Ferencz bereits besitzt, ist so eben ein neues gekommen. Laut Temesvarer Wochenblatt nannte ihn einen der „größten dortigen Damen“ den „unerreichten Klavier-Souverain!“ (Klavier-Exhann wäre auch nicht Dhne.) 4.

— Man schreibt uns aus Goldmező-Básárhely, unterm 2. Nov.: „Im „Schmetterling“ vom 13. Okt., Nr. 41, liest man, daß an der Theisregulirung bei Szongrád 30,000 Personen arbeiten. Dies ist ein Irrthum, denn man arbeitet zwar im Szongráder

Komitat auf mehreren, Stellen, namentlich bei Szongrád, Szentes, Zápé und an der Marosch; aber alle diese Arbeiten zusammengenommen beschäftigen kaum 3000 Personen; obwohl zu wünschen wäre, daß bei dieser, für den Dammbau günstigen Witterung noch ein Paar Tausend Arbeiter beschäftigt wären, denn an Erwerblohn u. pünktlicher Auszahlung dessen (Dank den betreffenden Gutsherren) fehlt es nicht. Ein bei der Theisregulirung Angestellter.“

— Die Vorboden des Karnevals werden sich bald einstellen. Am 15. d. M. arrangirt Hr. Privoroszky die erste Reunion in den prachtvollen Redoutensälen, die sich gewiß, wie alljährlich, eines zahlreichen Besuchs erfreuen wird. 5.

— Von den Kosten der Industrie-Ausstellung sind bereits gegen 9000 Stük abgesetzt; die Ziehung wird im Laufe des Marktes stattfinden. 5.

— In Ofen soll auch ein Paul Szabó wohnen, der nun um die Erlaubniß zur Veränderung seines Taufnamens bittlich einschreiten will, damit er nicht mit seinem Namensvetter, schmählichen Andenkens, verwechselt werde. 5.

— Der Glöckner will endlich den wahren Grund herausgefunden haben, warum unsere Semmeln immer kleiner werden. Es werden nämlich so viele Wize über die armen Kleinen gemacht, daß sie vor Scham ganz unsichtbar werden. 5.

— Ein ungarischer Reisender will, wie es heißt, für unser Museum eine ausgezeichnetere ägyptische Mumie einsenden. Dies Geschenk dürfte uns sehr erwünscht kommen, da wir in unserem Museum nur sehr wenige Mumien haben, und auch die sollen, wie man uns sagte, nicht sonderlich wolerhalten sein.

— Die Baronin Fanny Sternegg, die eine vortreffliche Sängerin sein soll, hat vergangenen Sonntag, Vormittags, im Nationaltheater, vor einigen kunstverständigen Zuhörern Probe gesungen und man hat allenthalben Zufriedenheit geäußert. — Die talentvolle Dame begibt sich vorläufig nach Wien, um ihr Repertoire mit einigen neuen Opern zu bereichern und wird dann vermuthlich am Nationaltheater engagirt werden. 5.

— Hr. Soullier hat aus Paris nicht nur die berühmten vier Amerikaner und andere exzellente Mitglieder für seine Gesellschaft mitgebracht, sondern auch ein Stükchen von dem Pariser Annoncen-System. Er läßt gegenwärtig 2—3 ellenlange Plakate, an Stangen geheftet, von festlich aufgepuzten Burtschen herumtragen. Sobald sich ziemlich viel Leute um den Fahrenträger geschaart, bleibt dieser stehen und läßt die neugierige Menge seine Affiche lesen. Dann geht er wieder an eine andere Straßenecke, wo er dasselbe Experiment wiederholt. Sagten wir's doch immer, daß aus Pesth noch einmal eine Weltstadt wird! 5.

— Der neue Gasthof „zum Erzherzog Stephan“ erfreut sich einer immer steigenden Frequenz. — Gegenwärtig sind alle Räume des Hauses besetzt.

**Beilage: „Handlungszeitung“ Nr. 50.**

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nr. 77, nächst der Schiffbrücke), in der Kunsthandl. der H. G. Miller, J. Wagner u. Treichlinger, u. in J. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servottenplatz) in Pesth u. allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.